

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 14 (1958)
Heft: 5

Artikel: Vom unbekanntem Deutschfreiburg : (Schluss folgt)
Autor: Boschung, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zweckmäßige Ausdrucksweise — Stilistik

Wortstilistik: Zu vermeidende Ausdrücke — Fremdwörter sind Glückssache — Unpassend verwendete Ausdrücke.

Satz- und Briefstilistik: Die Spielarten des Satzes — Zu viele Worte.

Schwerfällige, schwülstige Sprache: Die Substantivitis — Tatform besser als Leideform — Direkt fragen statt indirekt — Überlange Satzgefüge unterteilen — Mit der Kirche ums Dorf herum — Papierner Schwulst — Briefbeispiel.

Unklare, schiefe, verworrene Sprache: Die Wortstellung im Satz — Unrichtige Wortstellung — Nachklappende Satzaussagen — Klemm- oder Stopfsätze — Mehrdeutige, widersprüchliche und unverständliche Sätze.

Höflichkeitsformen und -formeln: Die Anrede — Die Briefeinführung im besondern — Der Schlußsatz — Die Grußformel.

Etwas Briefpsychologie: Von der Argumentation — Vom Ton unserer Briefe — Briefbeispiele.

Vom unbekanntem Deutschfreiburg

Von Dr. med. P. Boschung

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung 1958 des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Murten (leicht gekürzt)

Zu den unerfreulichen Erlebnissen meiner Lehr- und Wanderjahre in der deutschen Schweiz rechne ich die wiederholte Feststellung der völligen Unkenntnis vieler Leute über unseren Kanton. Freiburg war für sie „Fribourg“, eine völlig welsche Stadt, ein Kanton mit ausschließlich französischsprachender Bevölkerung. Unterdessen bin ich in einem Dorfe Deutschfreiburgs, 18 km von der Sprachgrenze entfernt, sesshaft geworden und sehe, daß Deutschfreiburg so unbekannt ist wie damals. Fast täglich erhalte ich von jenseits der Aare, nicht selten auch von jenseits des Rheins, Werbe-

schreiben, in denen deutschsprachige Geschäftsleute ihre Waren in französischer Sprache anpreisen, mitunter freilich in einem Französisch, über das sich ein Mitglied der Académie française vor Schmerz die Kleider zerreißen müßte. Früher suchte ich die Schuld in einem mangelhaften Geographieunterricht. Seither bin ich zur Einsicht gelangt, daß dies nicht die einzige Ursache ist. Es liegt nicht nur am *Wissen*, es liegt ebensosehr an der Einstellung mancher Deutschschweizer: Mangel an Stolz auf ihre Muttersprache paart sich mit Unterwürfigkeit vor allem Fremden.

Aus der Nachlässigkeit gegen die eigene Sprache ergibt sich die Gleichgültigkeit für die Sprachgenossen. Das Geschäft ist wichtiger als alles andere.

Dabei sind die Möglichkeiten, sich im eigenen Lande umzusehen, Gegenden und Menschen aus persönlicher Anschauung kennenzulernen, günstig wie noch nie, vorausgesetzt daß man nicht nur durchfährt oder darüber hinfliegt.

Wer mit offenen Augen und Ohren zu uns kommt, kann sich leicht überzeugen, daß hier zwei Sprachen daheim sind. Lassen Sie sich unterwegs nicht vom Kanton Bern täuschen, der, obwohl mehrheitlich deutsch, an allen Straßen, die zu uns führen, weltmännisch und vornehm nach „Fribourg“ weist. Haben Sie jedoch die Sense überschritten, so finden Sie Dörfer mit deutschen Namen, und die meisten Wegweiser im Sensebezirk zeigen nach Freiburg. Im dortigen Bahnhof suchen Sie den deutschen Namen allerdings umsonst. Den Bundesbahnen und der Postverwaltung, die in sprachlichen Dingen mit zweierlei Ellen messen — siehe Biel/Bienne — ist er gänzlich unbekannt.

Schon der erste Gang durch die Straßen offenbart Ihnen einige Besonderheiten unserer Hauptstadt. Auch wenn Sie Gonzague de Reynold nicht gelesen haben, fällt Ihnen bald auf, daß die Ordnung nicht mehr so streng ist wie jene sprichwörtlich peinliche deutscher Städte.

Der sprachlich Interessierte wird sofort bemerken, daß unsere *Straßen* nur französisch angeschrieben sind. Zwar tragen alle Gas-

sen und Wege der alten Quartiere auch deutsche Namen, die bei der alteingesessenen Stadt- und Landbevölkerung heute noch im Gebrauch sind, aber die ehemals auf der andern Seite angebrachten Schilder mit den deutschen Namen sind im großen Graben, der während des ersten Weltkrieges die Schweiz entzweite, verlorengegangen. Es gibt wenige Dinge, die bei den Reisenden so sehr die falsche Vorstellung unterhalten, Freiburg sei eine rein welsche Stadt, wie gerade diese irreführende Beschriftung; und sie ist es auch, die daran schuld ist, daß die zugezogenen Deutschschweizer in ihrer Buchstabengläubigkeit sich nur an die angeschriebenen gewöhnen und die Jahrhunderte alten deutschen Namen unserer Straßen und Plätze überhaupt nicht kennenlernen.

Auf die Spannung jener gewitterschwülen Zeit ist es vermutlich zurückzuführen, daß die Geschäftsleute deutscher Muttersprache mit wenigen Ausnahmen ihre *Ladenanschriften* französisierten und häufig sogar im *Telefonbuch* die deutsche Bezeichnung von Beruf, Gewerbe und Straße vermeiden. Immerhin haben wir kürzlich erreicht, daß die *Spitäler* in beiden Sprachen angeführt werden, so daß ihre Telefonnummern auch von Leuten zu finden sind, welche nicht Französisch verstehen. In den öffentlichen Spitälern, im Kantonsspital und Bürgerspital, könnten Sie Ihre Leiden allen Ärzten in Ihrer Muttersprache klagen. Schwieriger ist es, zweisprachiges Pflegepersonal zu finden. Doch stehen uns zwei private Krankenhäuser mit vorwiegend deutschsprachigen Schwestern zur Verfügung, die Klinik St. Anna und das Daler-Spital.

In den *Geschäftshäusern* können Sie es recht unterschiedlich treffen. In den einen werden Sie von den Verkäuferinnen in Mundart bedient, in andern werden Sie sich schriftdeutsch verständigen; in gewissen Läden werden Sie auf deutsche Fragen französische Antworten bekommen, und nur in wenigen wird man Sie, ohne daß Sie sich auf Französisch ausdrücken, nicht verstehen.

Werfen Sie einen Blick in die Vorhallen der alten Patrizierhäuser der Reichen- und Metzgergasse, in denen die *Staatsverwaltung* untergebracht ist, so finden Sie alle Amtsstellen in beiden Landessprachen angeschrieben. In jedem Verwaltungszweig wird Ihnen mindestens ein Beamter in der Sprache der Minderheit antworten können. Sollten Sie an der altehrwürdigen Murtner Linde vorbei

ins Rathaus treten und zufällig in eine Großratsitzung geraten, könnten Sie, wenn Sie Glück hätten, den einen oder andern Abgeordneten seine Meinung auf Deutsch vertreten hören. Aber Sie würden mit Erstaunen vernehmen, daß der deutsche Kantonsteil, der einen Drittel der Bevölkerung ausmacht, einen einzigen der sieben Staatsräte stellt, und betroffen ob dieser höheren sprachpolitischen Mathematik in die nahe Schweizerhalle flüchten.

Wenn Sie sich dort von Ihrem Rundgang bei einem Glase und einer einheimischen Zeitung ausruhen wollen, versuchen Sie einen guten Jahrgang Wistenlacher, verlangen Sie unsere deutsche Tageszeitung, die „*Freiburger Nachrichten*“. Behördliche Mitteilungen finden Sie vor allem im zweisprachigen *Amtsblatt* oder Feuille officielle. Im Zeitungsstand vieler Gaststätten hängt zudem der Staatskalender oder *Annuaire officiel*, der sich ebenfalls der Gerechtigkeit in sprachlichen Dingen befleißigt.

Vielleicht haben Sie davon gehört, daß Freiburg nicht nur eine Stadt der Brücken, sondern auch der *Schulen* genannt wird. Den primarschulpflichtigen Kindern stehen neben den öffentlichen Volksschulen, deren Klassen getrennt nach Sprachen geführt werden, deutsche und französische Privatschulen zur Verfügung. Die gleiche sprachliche Trennung bewährt sich auch für die *Sekundarschulen*. Das *Lehrerseminar* ist in eine französische und in eine deutsche Abteilung gegliedert. Unsere *Kantonsschule*, das 1582 gegründete Kollegium St. Michael, umfaßt ein französisches und ein deutsches Gymnasium, jedes zu 6 Klassen. Anschließend treten die Schüler ins *Lyzeum* über, wo sie den Unterricht in den sprachlichen Fächern in der Muttersprache, für Philosophie, Kunstgeschichte und Naturwissenschaften jedoch gemeinsam auf Französisch erhalten. Dem Kollegium ist ferner eine Handelsschule angeschlossen, wo vorwiegend auf Französisch, aber mit Sonderkursen für anderssprachige Schüler, gelehrt wird. Ähnlich organisiert ist der Unterricht im Kantonalen *Mädchengymnasium*, der Akademie Heilig-Kreuz. Unsere Kantonale *Hochschule* endlich, das Werk der weitblickenden und tatkräftigen Staatsmänner Georges Python und Josef Piller, will bewußt freiburgisch, schweizerisch und international sein. International ist sie in der Zusammensetzung sowohl des Lehrkörpers wie der Studentenschaft. Auch die deutsche Sprache ist in allen Fakultäten angemessen vertreten.

Aus all diesen Einzelheiten haben Sie bereits selbst geschlossen, daß die Deutschsprechenden in der Hauptstadt eine Minderheit bilden. Sie beträgt nach der Eidg. Volkszählung von 1950 33,20 vom Hundert, steht also zur Mehrheit beinahe im gleichen Kräfteverhältnis, wie wir es im Kanton finden, wo sich 32,95% der Gesamtbevölkerung zur deutschen Muttersprache bekennen. In seinem Aufsatz „Le Français au pays de Fribourg“ (La langue française en terre romande, Cahiers de l'Institut Neuchâtelois, Editions de la Baconnière, 1956)“ nennt Jean Humbert Freiburg „une ville romande avec une minorité alémanique non négligeable“. Auch wir finden, daß eine Minderheit, die einen Drittel der Bevölkerung ausmacht, nicht zu übersehen sei, und daß sie überdies gute geschichtliche Gründe habe, sich für ihre natürlichen Rechte zu wehren. Sie ist nämlich nicht die Summe vereinzelter Einwanderer wie die Deutschschweizer in Genf oder die Welschschweizer in Bern, sondern ein *alteingesessenes Volk*. Schon bevor die Stadt gegründet wurde, wohnte im Gebiet des heutigen Sensebezirks eine alemannische Bevölkerung, gemischt mit dem keltischen Restbestand. Das städtische Gemeinwesen war eine deutsche Gründung, der ursprüngliche Name deutsch. Früh wurde der Stadt, um mit Gonzague de Reynold zu sprechen, die Zweisprachigkeit in die Wiege gelegt, zweisprachig war sie in schwankendem Verhältnis während ihrer 800 jährigen, an Wechselfällen reichen Vergangenheit. Kaum jemals stand die Waage dermaßen zuungunsten des Deutschen wie heute. Denn nicht die Zahl allein entscheidet über das Los einer Minderheit, sondern ebenso sehr die Treue des Einzelnen zur Muttersprache, die Einigkeit der Gemeinschaft und die kulturelle Fruchtbarkeit. Ihr Gradmesser ist nicht die Statistik!

Im Gegensatz zu jenen Schriftstellern, die schamhaft darüber schweigen oder ihn bewußt unterschlagen, hat Gonzague de Reynold in seinem Werk „Le génie de Berne et l'âme de Fribourg“ nicht nur den französischen, sondern auch den *deutschen* Charakter Freiburgs hervorgehoben, der sich am eindrucklichsten in den alten Kunstwerken offenbart. Wenige welsche Künstler haben hier gearbeitet, der Genfer Jordil etwa, der den St.-Niklaus-Turm vollendete, der Holzschnitzer du Peney, Pierre Ardieu von Boll, die Architekten Fumal und Cotti. Spärlich sind auch die Einheimischen, die sich schöpferisch hervorgetan haben. Ich nenne ihre Größten: die Maler Peter Maggenberg, Hans Fries, den Vorläufer

von Niklaus Manuel Deutsch, Pierre Weilleret, und die Künstlerfamilie Reyff mit ihrem berühmten Vertreter, dem Bildhauer und Baumeister der Barockzeit, Hans Franz Reyff. Die große Schar der Männer aber, denen die Stadt ihren Reichtum an Kunstdenkmälern verdankt, stammten, wie viele Handwerker des 15. Jahrhunderts, aus der deutschen Schweiz, aus Süddeutschland oder Vorarlberg: die Bildhauer Gylian Ätterli (Süddeutscher), Hans Geiler (Elsaß), Hans Gieng (Elsaß oder Süddeutschland), Joh. Jakob Moosbrugger (Vorarlberg), Peter Spring (Deutschland); der Architekt Hans Felder der Jüngere (Zürich); die Maler Mentz (Rottweil) und die Nelkenmeister (Straßburg), Hans Boden (Bern?), Wilhelm Ziegler (Franken); die Glasmaler Urs Werder und Lukas Schwarz (Bern). — Und doch, trotz der Gegenwart so vieler Kunstwerke aus deutschem Geist erinnert Freiburg in manchem an altfranzösische Städte. „Les détails sont alémaniques, l'ensemble est Bourgogne et Savoie.“ So hat Gonzague de Reynold etwas allzu kühn die Frucht des Zusammenlebens zweier Kulturen gekennzeichnet und dabei nicht nur das Städtebild, sondern auch das geistige Leben Freiburgs im Auge gehabt.

Ich bin mir bewußt, daß eine Aufzählung einzelner Merkmale nicht genügt, um eine Stadt wie Freiburg mit ihren geschichtlich und kulturell so weit verzweigten Wurzeln und mit ihrer noch weniger überschaubaren Gegenwart wahrheitsgetreu zu schildern. Nur eine dichterische Schau, wie sie Gonzague de Reynold in französischer und Hans Großrieder in deutscher Sprache vermitteln, wäre imstande, Ihnen zu zeigen, daß hier trotz scheinbaren Widersprüchen und auseinanderstrebenden Kräften eine lebendige Einheit Wirklichkeit ist. Und so werden, wie der Deutschfreiburger Hans Großrieder (Freiburg im Uchtland, Schweizer Rundschau, 56. Jahrgang, Heft 4/5, Juli/August 1956) schreibt, „auch in kommenden Jahrzehnten Deutschschweizer und Deutsche in dieser Stadt manches vom Ihnen finden und sich denken, sie gehöre zu ihnen, der Westschweizer und Franzose dagegen wird sie um dieses und jenes willen für seine Art beanspruchen, der Italiener und Spanier seinerseits wird etwas von seinem katholischen Fühlen und Denken entdecken. Und haben sie auf den ersten oder zweiten Blick hin das *Ganze* erwogen, so finden sie vielleicht doch wiederum alles anders als bei ihnen. Jeder von ihnen hat beidemal zugleich recht und unrecht.“ Denn Freiburg will, wie es Staatsratspräsident Ayer

anlässlich der letztjährigen Jubelfeier kurz und treffend ausgedrückt hat, weder eine welsche noch eine deutsche Stadt sein, weil sie *beides zugleich* auf ihre besondere Art ist!

Das Deutschtum in der Stadt, von dem wir hoffen, es werde nie aufhören diesen einzigartigen Charakter Freiburgs mitzuprägen, wäre längstens versiegt ohne den speisenden Grundwassersee der *deutschen Landschaft*.

Vom Anteil des Murtenbiets haben Sie bereits gehört. Im Seebezirk machen die Deutschsprechenden 68,88 vom Hundert aus, im Saanebezirk, zu welchem die Hauptstadt gehört, 24,58 vom Hundert. Infolge der Einwanderung von Deutschfreiburgern und Bernern bekennen sich in den ursprünglich rein welschen Bezirken der Broye 7,83%, der Glane 4,97%, des Vivisbachs 2,90% der Einwohner zur deutschen Muttersprache. Im Greyerzbezirk, dessen einzige deutsche Gemeinde Jaun wahrscheinlich vom Simmental her besiedelt worden war, sind sie mit 7,07% vertreten. Ein einziger Bezirk kann mit 96,50% als rein deutsch gelten: der Sensebezirk im Osten des Kantons mit dem Hauptort Tafers (24 892 Einwohner im Sensebezirk, im Kanton 158 695). Ich möchte Ihnen diesen Landesteil, der von Anfang an als wirtschaftliches Hinterland eng mit der Stadt verbunden war und auch am frühesten unter ihre politische Herrschaft gelangte, mit einem Auszug aus der letztjährigen großen Freiburger Sendung von Hans Großrieder vorstellen (Freiburg, Stadt und Land im Querschnitt. Eine Hörfolge von Prof. Hans Großrieder, Freiburg, Radio-Studio Bern, 12. Juni 1957):

„Das Lann isch iggrahmets va Flüß u Bäch, wa si tüüf, tüüf i d'Flüeh iigfrässe hii: uf de Bärner Sita isch-is d'Seisa sälber, wa mit amana Wälts-Sägesseschtriich de Sensebezirk vam Kanton Bärn abhout u-ne der Saana zue meit, uf de wältschi Sita bis obet Friburg isch-is d'Ärgera, u va dette-n-awäg bis uf Luupe-n-ahi d'Saana. Wäge dessi isch äs scho va usse gseh as Lann fur ihm apartig, u iiwenig no meh.

Äs isch nit gliich as wi Bärn, si gruus Nachpuur — dä isch tütscha, aber reformiarta. De Seiselann isch o tütschis, aber katholischs. As isch nit gliich wi di miische-n-andere Kantonstiil, di hii o de katholisch Gluube, aber rede tüe si vasch allzäme wältsch; äs isch

o katholischs, aber tütschis! Viilne Lüt chunt das heillos verwerschlet vor, u si hii bös, üersch Lann u üersch Völchli z'verschtah. Äs hett furgwüß hörte Chöpf u-n-a zeia Siinn prucht 'aß das chliin Volch i dene Hunderte va Jahr sis iiget Läbe het chene bha, sis iiget Deiche, siner iigete Bruch u bsunderbar sini iigeti Schprach.“

Damit habe ich Ihnen eine Kostprobe unserer Mundart geboten, die „mit den Mundarten von Guggisberg, Jaun, des Berner Oberlandes und des Oberwallis und mit seinen Außenkolonien eine durch mehrere, zum Teil sehr altertümliche Merkmale und Sonderentwicklungen gekennzeichnete engere Gruppe“ bildet, die man als *höchstalemannisch* bezeichnet. (Dr. Walter Henzen, Die deutsche Freiburger Mundart im Sense- und südöstlichen Seebezirk, S. 241.) Gleichzeitig habe ich Sie auf unsere Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche durch die eigenartige geographische, wirtschaftliche und sprachpolitische Lage bedingt sind. Wir bewohnen ein *Bauernland* mit wenig Industrie, das seine Kinder längstens nicht mehr alle zu ernähren vermag und deshalb täglich Hunderte zum Broterwerb in die benachbarten Städte schickt. Wir sind ein *kleines Volk*, eingeklemmt zwischen den fremdsprachigen Glaubensgenossen und den andersgläubigen Sprachgenossen, von denen wir uns überdies durch Mundart und Volkscharakter unterscheiden. Wir sind ein kleines *deutsches Volk*, dessen kultureller Mittelpunkt seit bald 800 Jahren eine zweisprachige Stadt ist, die sich immer stärker welsch gibt. (Schluß folgt)

Duden-Ausgaben in Ost und West

Funktionärsjargon als allgemeine Verkehrssprache

Die Zweiteilung Deutschlands hat es leider auch mit sich gebracht, daß der Duden, das bekannte Werk über die deutsche Rechtschreibung, in zwei verschiedenen Ausgaben in Ost und West erscheint: Der „West-Duden“ beim „Bibliographischen Institut AG“, das nach seiner Enteignung in Leipzig seinen Sitz nach Mannheim verlegte, und der „Ost-Duden“ beim „Volkseigenen Betrieb (VEB)